Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

22 (26.1.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 4

Visual Library

nicht glauben, daß diese letzteren hier aufhören; sie sind nur von da an unter der Kalkerde verborgen, breiten sich jedoch noch zehn Meilen weiter, bis zum Cap Passaro aus. Die Lavaströme des Monte Lauro haben sich in ihrem Laufe vielfach mit Kalkerde vermischt, und sind so von ihrem Ursprunge getrennt worden. So zeigt der Berg, an dessen Fuße das Städtchen Vucheri liegt, und welcher durch eine tiefe Talschlucht von der Bergkette, in deren Mitte der Lauro hervorragt, getrennt ist, an seinem Fuße eine Abwechslung von Lava und Kalkerde, die wegen der schwarzen Farbe der ersteren und der weißen der letzteren von ferne sichtbar ist und einen seltsamen Eindruck hervorbringt. Zwischen Vucheri und Vicini sind alle Berge vulkanischen Ursprungs. Die letztere Stadt liegt auf der Spitze eines isolierten Berges, der ringsum mit tiefen Klüften umgeben ist und nur auf der Ostseite an einen anderen, nämlich den basaltartigen Calvariberg grenzt. Ein Steinbruch an der Seite dieses einzelnen Berges liefert Prismen von Basalt, die mit den regelmäßigsten Kristallisationen versehen sind. Man bedient sich ihrer zum Pflastern der Straßen, zum Ausmauern der Brunnen und zu Türschwellen. Die Schluchten, welche die Stadt Vizini umgeben, sind die deutlichsten Merkmale, daß hier die Produkte des Feuers mit denen des Wassers sich vereinigt haben. Man zählt hier elf abwechselnde Schichten von Ton- und Kalkerde, von Schlacken und Lava, welche in der Entfernung einem Stücke schwarz und weiß gestreiften Stoffes gleichen. Th.

Gesundheitspflege.

Einige Ratschläge zur Verhütung von Halsentzündungen und Diphtherie. Außer der allgemeinen Gesundheitspflege, zu der peinliche Reinlichkeit, regelmäßiges warmes Baden, fleißiges Luftbaden, sorgfältige Händereinigung vor jeder Mahlzeit, ferner Vorsicht gegen nasse kalte Füße, die zu Schnupfen disponieren, einfachste Diät (Obst, Butterbrot, nahrhafte Suppen, Gemüse), Vorsicht gegen Leckereien (Kuchen, Zuckerwaren), die leicht zu Verdauungsstörungen führen, gehören, gilt es besonders vier wichtige Dinge zu beachten:

1. Wohn- und Schlafzimmer, sowie Betten sind auf das sorgfältigste dauernd zu sonnen und zu lüften; feuchte, dunkle, muffige oder überfüllte Räume (Wohnungen und Keller) sind zu meiden. Man hüte besonders empfindliche Kinder vor rauchiger und staubiger Luft (Zigarren- und Tabaksdunst der Restaurants). Die Abort- und Grubengase sind peinlich von den Wohnungen fernzuhalten. Sie müssen, ebenso wie Dungstätten, durch Torfmull, Aetzkalk, Streugips, Kalkmilch unschädlich gemacht werden.

2. Zähne, Mund, Gaumen, Nase früh, mittags und abends gründlich putzen und mit Wasser gurgeln, um sie zu reinigen und abzuhärten; Zahnfäule und Schleimhautentzündungen (Schnupfen, Katarrh) sind dadurch leicht zu verhüten. Sie bilden oft den Nährboden für die Entstehung der Diphtherie.

3. Bei behinderter Nasenatmung (Geschwülste, Polypen) für Beseitigung sorgen; ebenso geschwollene Mandeln beachten und behandeln. Man gehe aber nicht sofort zum Chirurgen, sondern frage in allen Fällen erst einen Arzt für Naturheilkunde.

4. Man lasse keinen Tag vergehen, ohne einen ein- bis zweistündigen Spaziergang in frischer Luft, der im Winter am besten in der Mittagszeit erfolgt.

Allerlei.

Kalifornische Mammuthbäume. Vierundzwanzig deutsche Meilen von der Stadt Sacramento entfernt, liegt an der Quelle eines der Zuflüsse des Calaveras, in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere ein kleines Tal, dessen ganzer Umfang 160 englische Acker beträgt. Hier sieht man 92 noch stehende Riesenbäume, die dem Augenschein nach Cedern sind und von den Botanikern der Familie Taxodium zugezählt werden. Sie wurden im Jahre 1850 von Jägern entdeckt, deren Beschreibung lange Zeit keinen Glauben fand. In der Tat ist die Washingtonia gigantia ein Baum, dessen Größenverhältnisse selbst für den amerikanischen Urwald jedes bekannte Maß überschreiten. Folgt man der gewöhnlichen Straße, die zu dem merkwürdigen Tale führt, so gelangt man zuerst zu dem „Großen Baume". Man hat ihn gefällt und auf dem 302 Fuß langen Stamm ein Scherzzimmer sowie einen Gang mit Schlafgemächern zu beiden Seiten erbaut. Der stehengebliebene Stumpf, auf der Oberfläche 75 Fuß im Umkreise, wird als Tanzsaal für etwa 16 Paare und gelegentlich als Schaubühne benutzt. Als man den Baum fällte, mußte man Stangenbohrer anwenden, und die Zwischenräume durchsägen. Die gewaltige Masse stand so fest und so senkrecht auf ihrer Grundlage, daß das Umwerfen Maschinen und die 25tägige Arbeit von 5 Männern erforderte. Die übrigen Bäume stehen teils einzeln, teils in Gruppen. Von den größten hat jeder seinen besonderen Namen erhalten. Junge Tannen, Cedern, Cornelkirschenbäume und Haselstauden bilden das Unterholz. Fast bei allen sieht man Spuren der Einwirkung von Feuer, mögen nun wirkliche Waldbrände stattgefunden, oder Indianer ihr Fleisch unmittelbar an den Stämmen gebraten haben. Auch diese Brandschäden haben riesenhafte Verhältnisse. Die „Hütte des Goldgräbers", in einen Baum von 80 Fuß Umfang eingebrannt, ist 17 Fuß breit und mehr als 40 Fuß hoch.

Die schönste Gruppe des Waldes bilden die drei Grazien, die aus einer Wurzel aufschießen, sich bis zu ihrer 290 Fuß hohen Spitze symmetrisch verjüngend. Die „Hütte des Pioniers" grünt trotz ihrer abgebrochenen Spitze fort. Ein einsam, wie verloren dastehender Baum mit einer Menge von Rissen in seiner Rinde hat den Namen des „alten Junggesellen" erhalten. Die Mutter des Waldes, eine prächtige Ceder von 327 Fuß Höhe und 90 Fuß Umfang, wurde von der Wurzel hundertzwanzig Fuß aufwärts ihrer Rinde entkleidet. Dies geschah 1854, und noch verrät der Baum durch kein Zeichen, daß die Abschälung, die im Urwalde sonst immer tötend wirkt, seine Kraft vermindert habe. Ihr Gatte, der Vater des Waldes, neben dem man die schöne „Familiengruppe" sieht, ist von Menschen schärfer angegriffen und getötet worden. Er liegt gefällt im Staube und hat sich durch den Sturz gegen einen anderen Baum, den er übrigens nicht erschlug, nicht einmal erheblich verletzte, die Krone abgebrochen. Der verstümmelte Torso mißt noch 300 Fuß und an der abgebrochenen Stelle oben 18 Fuß Durchmesser. Lebend wird er 450 Fuß empor geragt haben. Im kräftigen Wuchs kann ihm der „Herkules" zur Seite gestellt werden, wenn dessen Höhe von nur 325 Fuß auch weit gegen die des Vaters zurückbleibt.

„Der Eremit" und die „alte Jungfer" sind, wie die Namen andeuten, alleinstehende Bäume, und die letztere entspricht mit ihren kleineren Formen, — bloß 260 Fuß Höhe und 60 Fuß Umfang — dem Begriff von Zartheit, den wir mit dem jungfräulichen Stande verbinden. „Mann und Frau", „Adele und Marie", „Mutter und Sohn", der letztere ein hoffnungsvoller Jüngling, der, amerikanisch zu reden, 300 Fuß lang in seinen Schuhen steht, sind zärtliche Gruppen. Die „siamesischen Zwillinge", natürlich zwei zusammengewachsene Bäume, haben ihren „Wärter" bei sich. Den angenehmsten Eindruck machen: der „Stolz des Waldes", durch die Glätte seiner Rinde ausgezeichnet und die „Schöne des Waldes", die ihre Krone wie einen Federbusch streckt. Die „beiden Wächter" sind vorgeschobene Posten, durch die der Weg mitten hindurchführt, so daß man beim Herannahen auf das großartige Schauspiel, das sich auf einem verhältnismäßig kleinen Raume entwickelt, vorbereitet wird.

Die Kalifornier halten ihre Mammuthbäume für die höchsten der Erde. Das ist ein Irrtum, der australische Gummibaum bringt es im Wuchs ebensoweit und weiter. Gummibäume von 86 Fuß Umfang und 330 Fuß Höhe gelten in ihrer Heimat noch nicht für Wunder der Pflanzenwelt. Auch die sehr ausgedehnten Höhlungen im Innern der Mammuthbäume stehen nicht einzig da; so z. B. der altbekannte Kastanienbaum am Aetna. Bei dem kalifornischen „Reitweg", der gefällt am Boden liegt, zieht sich eine Höhlung, mit einer Breite, die an der engsten Stelle 12 Fuß im Lichten beträgt, 75 Fuß weit hin.

Als durchschnittliche Höhe der Mammuthbäume kann man 300 Fuß annehmen. Das ist eine sehr achtbare Turmhöhe, und sie wirkt um so eindrucksvoller, als die Astbildung erst weit oben beginnt. Wie alt sind nun wohl diese Riesen? Darüber enthält man sich jedes Urteils, da die Amerikaner allerdings Höhe und Umfang jedes Baumes, aber noch bei keinem die Jahresringe gemessen haben. L.

Der entführte Gendarm. Eine tolle Geschichte wird von französischen Blättern erzählt: Auf einer Besitzung des Grafen Mac-Mahon entdeckte letzthin in der Nacht ein Gendarm einen Wilddieb; er nahm sofort die Verfolgung des wilden Jägers auf und kam ganz außer Atem in die Nähe der Ortschaft Montargis. Hier wartete auf der Landstraße ein Automobil: Kurzer Dialog, und die biederen Automobilisten machten dem Gendarmen den Vorschlag, den entflohenen Wilderer per Auto zu verfolgen. Der Gendarm war einverstanden, kletterte auf den Wagen, und fort ging es mit Blitzesschnelle. Nach zehn Minuten wurde der Gendarm unruhig: „Meine Herren," sagte er, „wir fahren zu rasch und zu weit. Halten Sie, bitte, ich steige wieder ab." Ein lautes Gelächter war die Antwort, und während die Maschine weiterraste, erkannte der Gendarm in einem seiner neuen Freunde den — verfolgten Wilddieb. Bei Tagesanbruch traf man in Paris ein. Auf der Place de la Concorde wurde der Gendarm etwas unsanft aus dem Wagen befördert, und die Autler waren bald seinen Blicken entschwunden. Da der brave Kerl keinen Pfennig in der Tasche hatte, mußte er sein Gewehr versetzen, um nach Montargis zurückkehren zu können. Die Geschichte mutet wie ein Fastnachtsscherz an, ist aber buchstäblich wahr.

Das älteste Buch über Landwirtschaft. In seiner Geschichte der Urzeit spricht Quatremère von dem Urvolk der Nabatäer am Euphrat und Tigris. Von den Tauruszügen herab zogen — wie aus Mittelasien die arischen Stämme — die aramischen, sich mischend mit den arischen, und setzten sich in den syrischen Höhen und Niederungen fort bis nach Arabien fest, als Nabatäer oder Assyrier und Babylonier. Sie pflegten den Ackerbau und alle ihm verwandten Künste, zeichneten sich in der Architektur aus, pflanzten Bäume, gruben Kanäle, übten Musik, trieben Magie und Astronomie. Noch in den dunkelsten Zeiten schrieb Sakrit ein Werk über Landwirtschaft in Versen in Nabatäischer Sprache, welches eine Aufzählung der den verschiedenen Ländern eigentümlichen Pflanzen enthielt, ebenso wird Adon eine Schrift über nützliche und schädliche Pflanzen über die Natur der Bodenarten, eine Agronomie zugeschrieben. Maschi Nehri schrieb über die Verschiedenheit des Klimes in Syrien und Babylonien und Kamasch-Nehri über den Ackerbau. Das einzige literarische Denkmal von so vielen aus dieser großen Nabatäischen Kulturzeit ist das von Eben-Wahschiiah ins arabische übersetzte Werk über Nabatäische Landwirtschaft, dessen Alter sicher in die Blütezeit Babyloniens, dessen großartige Bodenkultur es beschreibt, also in das grauste Altertum hinaufsteigt. T.

Humoristisches.

Auf dem Maskenball. Herr (zu einem dicken Fräulein, das einen Engel darstellt): „Genügt Ihnen nur ein Paar Flügel?"

Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Zweierlei muß der junge Mensch ablegen, wenn er in die Reihen der Armee eintritt: erstens seine Zivilkleider und zweitens den Fahneneid!"

Zuviel verlangt. Richter (zum Zeugen): „Diese Wurst ist bei dem Angeklagten gefunden worden, Huberbauer, erkennen Sie darin das Schwein wieder, welches Ihnen gestohlen worden ist?"

(Meggendorfer-Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 4. Karlsruhe, Samstag den 26. Januar 1907. 27. Jahrgang.

Schicksale antiker Kunstwerke.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man die Antikensäle eines größeren Museums durchwandert, kann man sich zuweilen nicht des Wunsches erwehren, die Schicksale der Marmorbilder zu wissen von der Zeit an, wo sie aus der Werkstatt des griechischen Bildhauers hervorgingen.

Sie haben wohl einst in reichgeschmückten Tempeln gestanden, die Gebete und der süße Opfergeruch der Gläubigen sind zu ihnen emporgestiegen. Dann sind sie von römischen Soldaten von ihren Postamenten gerissen worden, um in dem langen Triumphzuge zu prangen, in welchem der siegreiche Imperator durch jubelnde Massen zum Capitol hinaufzog. Sie haben die Tempel und Hallen der Weltstadt geschmückt, oder sie waren in die Villa eines reichen Mannes verbannt, der seinen Besuchern vorrechnete, wie viel sie ihn gekostet haben. Sie sind unter den Mauern begraben worden, die der Sturmbock der Gothen oder Vandalen in Schutt legte. Jahrhundertelang sind sie unter dem Schutt begraben gelegen, dessen schützende Decke sie vor gänzlicher Zerstörung bewahrte.

Auf ihnen haben die Augen Rafaels und Michelangelos bewunderungsvoll geruht, ihre Schüler haben sie bewundert und nachgeahmt. „In den Sälen, die von Vulcis Scherzen widerhallten, den Gärten, in denen Lorenzo ein funkelndes Lied zum Maitanz etrurischer Jungfrauen ersann," hat sich mancher edle Herr und manche schöne Frau vom Medicierhofe an der Feinheit ihrer Konturen entzückt. Später haben akademische Professoren in Allongenperücken ihren ehrfurchtsvoll lauschenden Schülern demonstriert, daß der Antike doch eigentlich der höhere Schwung und die wahre Natur fehle, die allein bei Bernini zu finden sei; und die alten Götter haben auch diese Lästerung mit ruhiger Milde angehört. —

So oder ähnlich sind, natürlich in den mannigfachsten Modifikationen, die Schicksale eines großen Teils der erhaltenen Kunstwerke gewesen. Die massenhafte Zerstörung der alten Kunstwerke ist eine Folge ihrer großen Anhäufung in Rom, und später, wenn auch in geringerem Maße, in Konstantinopel gewesen. Die ungeheuren Brände in Rom und auch in Konstantinopel, die fanatische Zerstörungswut des ältesten Christentums, die Barbarei, mit der in Perioden wieder aufblühenden Wohlstandes antike Skulpturen als Baumaterial benutzt und zu Mörtel verbrannt wurden: alle die Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Plünderungen haben vielleicht Neunzehntel von dem vernichtet, was die griechische Kunst von der Zeit der Perserkriege bis auf Marc Aurel geschaffen hat, und darunter gerade das Beste.

Unter den noch vorhandenen Antiken sind diejenigen äußerst selten, die vollständig erhalten sind. Dies ist fast nur bei Bronzen der Fall, von denen aber nur noch sehr wenige existieren, weil die meisten eingeschmolzen wurden, abgesehen von den in Pompeji und Herculanum zahlreich gefundenen, kommt auf mehrere hundert Marmorfiguren erst eine Bronze. Den Marmorfiguren aber sind häufig die freistehenden Teile, d. h. Arme und Hände, oft auch die Nasen abgeschlagen. Eine Statue z. B. wie der logen. Germanicus im Louvre, dem nur drei Finger fehlen, ist eine große Ausnahme.

Noch im neunten Jahrhundert existierten in Rom zahlreiche antike Gebäude, teils völlig erhalten, teils in Ruinen, wie wir aus einer Beschreibung eines Mönchs vom Kloster Einsiedeln wissen, dessen Handschrift aufbewahrt ist. Im Jahre 1432 kannte der gelehrte Florentiner Poggio nur fünf antike Bildsäulen in Rom. Eine davon war die bronzene Reiterstatue Marc Aurels. Sie wäre gewiß ihrem Schicksale nicht entgangen, wenn man nicht durch ein Mißverständnis das Bild Konstantin des Großen zu sehen geglaubt hätte.

Die Benennungen, die das Volk namentlich solchen Figuren gegeben hat, die auf öffentlichen Plätzen gestanden haben, sind oft interessant. Der bekannte Dornauszieher hat den Namen: „Il fedele del Campidoglio" durch eine anmutige Sage erhalten. Das Capitol soll von einem feindlichen Ueberfall bedroht gewesen sein, von dem ein Knabe Kunde erhalten hatte; er lief so schnell er konnte hin, um den Wächtern Anzeige davon zu machen und kam noch zur rechten Zeit. Jetzt erst gönnte er sich Ruhe, einen Dorn aus dem Fuß zu ziehen, den er beim Laufen eingetreten hatte; zum Gedächtnis seiner Treue wurde er in dieser Situation abgebildet, und die Statue auf dem Capitol aufgestellt. Eine Statue der Diana (jetzt im Louvre) hat in Neapel, wo sie sich früher befand, den Namen la Zingarella (die kleine Zigeunerin) erhalten, weil ihre aufgehobene Hand vom Volk für die Geberde des Wahrsagens gehalten wurde. Im Park zu Weimar steht ein aus der Goetheschen Zeit stammendes Monument: ein Altar mit einer Schlange, welche ein darauf liegendes Brot verzehrt; es soll nach römischem Gebrauch den Genius des Orts vorstellen. Im Museum zu Arles ist eine Figur des Aeon, d. h. der Zeit, deren Unendlichkeit die gnostische Symbolik durch Windungen einer Schlange ausdrückte, die den ganzen Körper umziehen.

Mit dem Wiedererwachen des wissenschaftlichen Lebens und der Altertumsstudien erwachte auch das Interesse für die alte Kunst; von der Mitte des 15. Jahrhunderts an wurde überall in Rom auf das eifrigste ausgegraben, und die vorzüglichsten Antiken, die jetzt die römischen und florentinischen Museen zieren, sind von 1450—1550 gefunden. Der Laokoon hat dem glücklichen Besitzer des Weinbergs, in dem er ausgegraben wurde, dem römischen Bürger Felice de Fredi, nicht nur große Vorteile sondern auch eine Art Unsterblichkeit verschafft. Im Jahre 1583 wurde die Niobidengruppe entdeckt, die der Kardinal Medici kaufte und die später nach Florenz gebracht wurde, wo sie noch jetzt ist. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde zu Porto d'Anzo der borghesische Fechter, in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Venus von Arles gefunden. Eine der schönsten Gruppen wurde bei Aufräumungsarbeiten eines verschütteten Brunnens in der Nähe von Neapel gefunden; es ist dies die Statue einer Mutter mit zwei Töchtern, die sogenannten Herculanerinnen. Durch diesen kostbaren Fund aufmerksam geworden, setzte man die Grabungen fort und stieß auf das Theater von Herculanum, ebenso wurde auch Pompeji entdeckt. Die Statuen, die auf die Spur der verschütteten Städte geführt, wurden heimlich aus dem Lande gebracht, ehe die Regierung einen Anspruch darauf erheben konnte.

Die Grabungen in Orricoli lieferten im 18. Jahrhundert die schönste Jupiterbüste, die wir kennen; ein Zufall brachte in der Nähe von Belletri die berühmte nach diesem Orte benannte kolossale Minerva ans Licht.

Ebenso befinden sich in England einige Trümmer des weltberühmten Mausoleums. Dieses Monument hatte Königin Artemisia II. von Karien ihrem Gemahl Mausolus im Jahre 357 vor Christus errichtet. Ein quadratischer Unterbau, von der Säulenhalle umgeben, trug eine Pyramide, auf deren Spitze ein Viergespann aus Bronze stand; die Gesamthöhe war 104 Fuß. Die größten damals lebenden Bildhauer hatten gewetteifert, den ganzen Bau mit plastischen Zierden auszustatten. Skopas und vielleicht auch Praxiteles waren unter den von der Königin zu der Arbeit Berufenen. Im Jahre 1522 wurden unter den Trümmern dieses Denkmals, das die alte Welt zu ihren sieben Wundern zählte, elf Basreliefstafeln gefunden, die den Fries des Unterbaues geschmückt hatten. Sie stellen, wie der Phigalische Fries, einen Kampf zwischen Griechen und Amazonen vor. Die Ritter von Rhodus verwandten sie bei der Aufführung einer Festung St. Peters bei dem alten Halikarnaß, der Hauptstadt von Karien. Sie blieben unter der türkischen Herrschaft, bis sie der Sultan Abdul Medjid 1846 herausnehmen ließ, um dem englischen Gesandten Sir Stratford Canning damit ein Geschenk zu machen. Dieser schenkte sie dann an das britische Museum.

Die Hauptzierde einer Sammlung der Münchener Glyptothek ist der Torso eines knieenden Niobiden (auch Ilioneus genannt). Diesen können wir nur bis ins siebzehnte Jahrhundert verfolgen. Er befand sich in der sogenannten Rudolphinischen Schatzkammer in Prag; vermutlich ist er von Kaiser Rudolph II., einem eifrigen Sammler von Kunstwerken und Kuriositäten, aus Italien erworben worden.

Leicht hätte auch das Juwel des Pariser Museums, die Venus von Milo, Eigentum der Glyptothek werden können. König Ludwig hatte als Kronprinz auf dieser Insel (dem alten Melos) ein Stück Land erworben, um Ausgrabungen vornehmen zu können, aber der Zufall wollte, daß diese wundervolle Statue außerhalb dieses Terrains begraben lag. Im Februar 1820 entdeckte sie ein Bauer, der auf seinem Felde grub, in einer Entfernung von 500 Schritten von dem antiken Theater der Insel. Ein französischer Schiffsleutnant, d'Urville, berichtete sogleich über diesen Fund an den französischen Gesandten in Konstantinopel, und dieser sandte auf der Stelle den Gesandtschaftssekretär nach Milo, um die über den Ankauf der Statue begonnenen Verhandlungen zu Ende zu führen. Als derselbe in Milo ankam, war man bereits im Begriff, das Meisterwerk einzuschiffen, aber die Energie, mit der er sich diesem Vorhaben widersetzte, hatte den gewünschten Erfolg, er kaufte die Statue und brachte sie nach Konstantinopel, von wo sie der Gesandte als Geschenk an den König von Frankreich sandte.

Was in den letzten Jahrzehnten an antiken Kunstwerken ausgegraben wurde, ist sehr wenig. Desto eifriger hat man unter Staatsaufsicht bei Rom und Athen die Bloßlegung alter Tempel, ja ganzer Stadtteile betrieben. L. M.

Physiologische Wirkungen des Höhenklimas.

Das von der vier Berliner Gelehrten Zuntz, Loewy, Müller und Caspari herausgegebene Werk „Höhenklima und Bergwanderungen in ihrer Wirkung auf den Menschen" bringt die Ergebnisse ausgedehnter Forschungen im Hochgebirge und Laboratorium, welche die Verfasser in den letzten Jahren zu diesem Zwecke unternommen haben. Die Untersuchungen richteten sich in der Hauptsache auf die Wirkung des Höhenklimas und des Bergsteigens auf das Blut, die blutbildenden Organe und die Blutgase, auf die Verdauung und Ernährung, auf den Eiweißumsatz, auf das Nervensystem; daneben kamen zur Beachtung die Verbrennungsprozesse im Körper bei Ruhe, bei Arbeit; die Atmungsmechanik im Hochgebirge, Herztätigkeit und Blutkreislauf, Schweißabsonderung und Hautatmung, Körperwärme, Sauerstoffmangel im Hochgebirge, Bergkrankheit und in den Schlußkapiteln des Werkes finden sich, gleichsam als Extrakt des Ganzen, Ausführungen über die Heilwirkungen und Gefahren des Höhenklimas, sowie über die Ernährung des Bergsteigers.

Aus den Ergebnissen können wir selbstverständlich nur das wichtigste herausgreifen. Das Höhenklima besitzt einen ausgesprochenen Einfluß auf

die **Blutbildung.** Es steigert sie, indem es das Knochenmark in einen Zustand erhöhter Tätigkeit versetzt. Am deutlichsten ist das bei jugendlichen Personen zu beobachten. Der wirksame Faktor ist dabei die Luftverdünnung bezw. die mit dieser gleichlaufende Sauerstoffverarmung der Luft. Das Studium der Blutgase ergab, daß häufig im Hochgebirge eine Kohlensäureverminderung im Blute auftritt — wobei ein sichtliches Verhältnis zwischen Höhe und Kohlensäure nicht besteht. Interessant ist ferner, daß individuelle Verschiedenheiten in der Ausnützung einer annähernd gleichen, leicht verdaulichen Nahrung bestehen; daß Märsche während der Wintermonate Verbesserung, während der Sommermonate fast durchgehends Verschlechterung der Ausnutzung der Nährstoffe, vor allem des Stickstoffes bewirkten. Als Nachwirkung der Trainiermärsche und vielleicht auch des Aufenthalts in 2300 Meter Höhe trat Verbesserung der Ausnutzung ein. Große Höhen bewirkten eine Steigerung der Stoffverluste infolge von Störungen der Verdauungsprozesse. (Ungenügende Verarbeitung der Nahrung, Verstopfungen). —

Die Messungen der eingeatmeten Sauerstoffmengen und der ausgeatmeten Kohlensäuremengen geben ein Bild von den Aenderungen der Verbrennungsprozesse im Körper, dessen wesentliche Züge die Verfasser in den folgenden Sätzen darstellen:

„Die Verbrennungsprozesse sind in der Höhe gesteigert, und zwar ebensowohl beim ruhenden wie beim arbeitenden Menschen. — Für die Größe der Muskelarbeit des Bergsteigers spielen neben Weglänge u. Steigung die Terrainverhältnisse geradezu eine beherrschende Rolle. (Auffallend groß sind die Mehrleistungen beim Wandern über mäßig geneigte Schneefelder und Gletscher.) Unter gleichen äußeren Bedingungen ist der Aufwand für Ueberwindung gleicher Höhenunterschiede beim trainierten Menschen außerordentlich viel geringer als bei dem für spezielle Anforderungen nicht geübten. Auch die steigernde Wirkung der Höhenluft wird durch Trainierung im erheblichen Umfange ausgeglichen. Als Ursache der Steigerung des Stoffverbrauches wirkt der Sauerstoffmangel teils durch Minderung der Leistungsfähigkeit der Muskeln, teils durch abnorme Stoffwechselprodukte, zu deren Bildung er Anlaß gibt. — Nach der Rückkehr von mittleren Bergeshöhen ins Flachland sind die Verbrennungsprodukte oft längere Zeit unter die Norm herabgesetzt. Der Körper spart also.“

Die Ergebnisse bezüglich des Eiweißumsatzes sind höchst bemerkenswert; die Verfasser geben das Resultat zusammenfassend wieder, indem sie sagen, „daß das Gebirge einen ganz charakteristischen Einfluß auf den Bestand des Organismus an dem wichtigsten organischen Material ausübt und daß der Erwachsene sich im Gebirge bis zu gewissen Höhen hinauf — die individuell verschieden sind — ähnlich verhält, wie unter gewöhnlichen Bedingungen ein wachsender Organismus. Das Wort von der verjüngenden Wirkung des Gebirgsaufenthaltes hat hier seinen zahlenmäßigen Ausdruck gefunden.“

Als Gesamtergebnis der auf die Atmung gerichteten Untersuchungen kann die Tatsache einer erregenden Wirkung des Höhenklimas auf den Atmungsvorgang betrachtet werden. — Die Herztätigkeit erfährt durch das Gebirgsklima eine Steigerung, die sich durch erhöhten Pulsschlag schon in 500 Meter Höhe geltend macht und mit zunehmender Höhe wächst. Es tritt daher auch leicht eine Ermüdung des Herzens ein, so daß für jeden, der Ueberanstrengung zur fürchten hat, erforderlich ist, daß er nur allmählich zu größeren Höhen übergeht. — Die Messungen der Körpertemperatur zeigten, daß diese sonst so beständige Größe durch die Reize des Hochgebirges in individuell verschiedenem Grade bis zu fieberhafter Höhe gesteigert wird. Diese Steigerung ist aber nicht gleichlaufend mit der Bergkrankheit, deren Ursache in erster Linie der Sauerstoffmangel des Blutes ist. Letzterer ist in Höhen über 4000 Meter schon so bedeutend, daß die Erkrankungen bei ruhendem Körper eintreten.

Ihre Ergebnisse fassen die Bearbeiter kurz und prägnant in dem Satze zusammen: „Wir erreichen durch sportliche Tätigkeit und speziell durch Ausübung des Bergsportes ein Anwachsen unserer Körpermuskulatur, eine Stärkung des Herzens und der Lunge, eine Uebung des Nervensystems und eine Stählung und Stärkung unserer psychischen Funktionen.“

Der Wert der Frau.

Schiller hat uns aufgefordert, die Frauen zu ehren. Wie man sie zu schätzen hat, erfahren wir aus dem Pariser Journal. Dieses Blatt teilt die Aufstellung eines „Statistikers“ mit, die den durchschnittlichen Wert einer Frau aus der „Gesellschaft“ und aus der bescheideneren Bourgeoisie zu bestimmen sucht. Allerdings nicht etwa den idealen Wert ihrer sittlichen und sozial nützlichen Eigenschaften, sondern den Warenpreis des Behangs jeglicher Art, worin sie ihre edle Leiblichkeit ausführt. Denn wie der griechische Weise all das Seinige mit sich trug, so trägt die „Dame“ wahrhaftig ihren Wert mit oder genauer auf sich. Wenn man eine „schicke“ Pariser Dame, wie sie geht und steht, bar verkaufen wollte, müßte man folgende Produktionskosten ihres Zaubers in Rechnung ziehen:

Schuhe 80, Strümpfe 25, Hemd 100, Korsett 200, Hosen 200, Unterrock 300, Kleid 800, Pelz 5000, Perlen, Ringe usw. 6000, Kollier 20 000, Handschuhe 20, Hut 200, Kämme 300, Haarnadeln 60, Hutnadel 1000, Handtäschchen 800 Fr., im ganzen also 35 085 Fr., wobei noch unentbehrliche Gegenstände, wie das Taschentuch vergessen und weder die falschen Haare, noch die Goldplomben, noch auch ungenannt sein wollende Förderer der Formenschönheit mitgerechnet sind.

Aber auch die „kleine Bourgeoisie“ repräsentiert noch einen überraschenden Wert. Der Statistiker rechnet:

Schuhe 25 Fr., Strümpfe 6, Hemd 25, Korsett 60, Hosen 50, Unterrock 120, Kleid 200, Pelz 600, Perlen 1500, Handschuhe 5, Hut 80, Kämme 50, Haarnadeln 2, Hutnadel 30, Handtäschchen 50 Fr., Summa 2803 Fr.

Man sieht also, auch die kleine Frau, die ihre Betätigung nicht in den Cercles, sondern bescheiden bürgerlich in Wanderungen durch die Warenhäuser sucht, hat auf ihrem mehr oder minder tugendhaften Leib noch immer einen Apparat hängen, dessen Kaufpreis eine von Millionen Arbeitern, Bauern, Beamten, Handwerkern unerreichbares Jahreseinkommen darstellt. Der „Statistiker“ war vorsichtig genug, nicht auch den Wert der aus den Ausverkäufen bezogenen Stoffreste, der mit eigener Hand aufgeputzten Hütchen, der jämmerlichen Fabrikschuhe abzuschätzen, worin die Pariser Arbeiterin ihre rasch verblühende Anmut kleidet, ehe sie zur gealterten, abgehetzten, in eintöniger Arbeit stumpf gewordenen Proletarierin geworden ist, die für die Salonsoziologen überhaupt nicht mehr als „Wert“ zählt.

Infanterist Andreas Apfelthaler.

Von Eugen Schick.

(Nachdr. verb.)

Er war zunächst durch vierzehn Tage hin- und hergeschoben worden. Von der Kaserne in die Kaserne, von dieser Stadt in jene Stadt, war nächtens an fremden Orten vor dem Klingelzug der ockergelb leuchtenden k. k. Transporthäuser gestanden, hatte zweimal im Freien übernachten müssen, dieweil von den paar Gulden, die er erspart gehabt, ihm nicht mehr so viel übrig geblieben, um in irgend einem Einkehrgasthof eine Lagerstatt zu bezahlen.

Endlich landete er in einer großen, grauen Kaserne, die ehedem ein Jesuitenkloster gewesen war. Und bekam als erstes fünf Tage Dunkelarrest. Warum? — — hat Apfelthaler nie erfahren können. Es soll so etwas wie eine dumme Verschreibung im „Bestimmungsort“ der Einberufungskarte vorgefallen sein, meinte einmal der Kompagniekanzlist. Aber bestimmt wußte auch ders nicht. Der „Akt Apfelthaler“ war nämlich „streng reservat“ behandelt worden, und zu fragen getraute sich Apfelthaler nicht mehr, nach den bitteren Erfahrungen, die er bereits in dem ersten Monat seiner Dienstzeit gemacht hatte.

Als Andreas Apfelthaler seine Strafe abgesessen hatte, wurde er gemeinsam mit einem kaffeebraunen, hageren, ewig verschlafenen Dalmatiner von einem jungen Korporal „abgerichtet“. Die anderen Rekruten standen schon in der vierten Woche ihrer Ausbildung; da hieß es, sich nicht wenig tummeln.

Apfelthaler war sonst nicht gerade der ungeschickteste Mensch. Aber der von Haus aus ungeduldige und jähzornige Korporal, der den Befehl hatte, die beiden Nachzügler so rasch als nur immer möglich abzurichten, — damit sie doch ja recht bald unter die übrigen Rekruten eingereiht werden könnten — jagte die zwei dennoch zu sehr. So kam es, daß Andreas Apfelthaler die vielerlei Kommandos, Griffe, Drehungen und Wendungen, die ihm tagtäglich ohne Unterlaß eingedrillt wurden, des öfteren miteinander verwechselte. Und dann wurde „nachererziert“. Mehr als einmal schob sich da . . . wie auf Katzenpfoten leise . . . das milchigblaue Mondlicht der ersten frosttrüben Herbstabende in die plump gewölbten Kasernengänge, auf deren Wänden, bemalt mit Distanzziffern und Zielfiguren, die Silhouetten von Apfelthalers Armen kreisten, kreisten, kreisten. Ringsumher die dumpfe Stille des verlassenen Kasernenhofes. Todestraurigkeit und Schweigen. Nur das taktmäßige Aufklatschen von Apfelthalers schwerer Bauernhand auf den Gewehrschaft oder ein kurzes Anklirren des eisenbeschlagenen Kolbenendes gegen die Steinfließen — —

Es waren schlimme Tage, die da der Infanterist Andreas Apfelthaler über sich ergehen lassen mußte, bis zu jenem großen Moment, da er vor seinem Hauptmann zeigen durfte, was er in sechs Abrichtungswochen erlernt. Hinter seiner Kompagnie kam der Herr Hauptmann auf seinem hohen Schimmel herangetänzelt, — immer näher . . . dem alten Schützengraben zu, in dem der Korporal mit Apfelthaler und dem Dalmatiner übte. Der Hauptmann ließ die Mannschaft die Rüstung ablegen. Dann winkte er den Korporal mit seinen zwei Rekruten zu sich, auf seinem Rosse wippend, ermahnte er die zwei in langer Rede, ganz besonders gut aufzupassen, da er sie etwas außerordentlich Schwieriges werde ausführen lassen; und kommandierte dann plötzlich mit schrillender Fistelstimme: „Kniet!“

Apfelthaler fiel vor Schreck das Gewehr aus der Hand. Der Hauptmann fluchte zum Entsetzen. Aber in all sein Geschimpfe mengte sich doch die schmatzende Selbstzufriedenheit: daß es ihm so ausgezeichnet gelungen war, den Rekruten zu verwirren. „Bist a armes Schwein — können tust nix — aber eintreten — in 'n erst'n Zug!“

So kam Apfelthaler zur fünfzehnten Kompagnie. Hatte er im stillen immer gehofft, daß es ihm fortab besser gehen werde, so hatte er sich wieder einmal getäuscht in seinem Leben. Gleich am Rückmarsch vom Exerzierplatz bekam er es zu spüren, da er bald von seinem rechten, bald von seinem linken Nebenmann die wuchtigsten Rippenstöße empfing — trotzdem er sich doch nach Kräften abmühte, im Schritt zu bleiben.

Damit nun der Korporal, der Apfelthaler einexerziert hatte, ihn auch sonst hübsch unter den Augen behalte, wurde Andreas Apfelthaler in dieses Korporals Kameradschaft getan. Gestachelt von einem nach gar hohen Dingen schweifenden Ehrgeiz, beständig nach allerlei Auszeichnungen auslugend, war dieser Korporal von der Idee besessen, die Ursache seiner Nichtbeförderung sei Apfelthalers Ungeschicklichkeit vor dem Hauptmann gewesen — damals am Exerzierplatz draußen. Der Korporal rächte sich, indem er auf Apfelthaler stets die niedrigsten Verrichtungen und die am meisten gefürchteten Wachen überwälzte. Apfelthaler trug es still, Apfelthaler erduldete alles.

Erst als der Hornist Habenlechner vor der dreizehnten Kompagnie die Geschichte mit der buckligen Fanni aus der Kantine herausbrachte, und die Kunde von dieser sonderbaren Liebschaft von Mannschaftszimmer zu Mannschaftszimmer getragen wurde, dann erst begann Andreas Apfelthaler zu verzweifeln. Die Fanni — das war das älteste von den acht Kindern des Regimentstambours und Kantinieurs Emmerich Hopfner. In ihrer frühen Jugend war Fannerl einmal vom Tische gefallen und stand jetzt, stets in eine warme, flaschengrüne Samtbluse eingemummt, tagsüber, bis in die sinkende Nacht hinein, auf einem Stuhl hinter dem Kantinenpult, durch dessen Gitter sie mit ihren wachsgelben, blaugeäderten Fingerlein den Soldaten Streichholzschachteln und Semmeln reichte.

Und zwei große, zwei ganz wunderbar märchentraurige Schwarzaugen trug die kleine Fanni in ihrem schmalen Puppengesicht.

Apfelthaler sah diese Augen vor sich brennen, die ganze Zeit, da — bei der Zimmervisite — der putzige ungarische Kadettoffiziers-Stellvertreter mit der Spitze seines Säbels aus dem Koffer Apfelthalers langsam hervorzog, das rote Bändchen, an dem das buntbepickte Marzipanherz baumelte, das er letzten Sonntag von Fanni geschenkt bekommen hatte — Apfelthaler sah diese bangen Augen sich mit Tränen füllen, als aus seinem Koffer die vielen blaß-rosa und himmelblauen und hellgrünen Briefpapiere, verziert mit eingepreßten Schwalben, Kornblumen und Amoretten, herausflogen und am Boden des Kompagniezimmers verstreut liegen blieben. . . .

*

Fünf Minuten vor Zwölf ratschte im Kaserneninspektionszimmer die Weckeruhr. Oberleutnant Ferry Edler v. Kadermann ließ sie ausrasseln, reckelte sich gemächlich vom Kanapee auf, zündete sich ein Zigarettl an und ließ sich aus dem Schank, der gegenüber der Kaserne lag, ein Glas heißen Tee, mit viel Rum „g'spritzt“, holen. Es war recht erbärmlich kalt geworden, eine stockfinstere Nacht, in der ein laut aufklatschender Eisregen niederrasselte. Rasch durchging Oberleutnant Kadermann die düsteren Korridore der Kaserne, ohne erst viel auf die Meldungen zu hören, die jedesmal über ihn herfielen, so oft er den Bereich einer neuen Kompagnie betrat. Aber als der Inspektionsgefreite der fünfzehnten Kompagnie noch immer etwas zu melden hatte, obwohl Kadermann schon lange bei den Ubikationen der sechzehnten war, blieb der Oberleutnant doch stehen. Er ärgerte sich, gewiß gab es da wieder irgend etwas Unangenehmes! Jedesmal in dem verfluchten vierten Stockwerk! Immer, wenn man glaubt, glücklich fertig zu sein. . . .

„Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst, daß der Infanterist Andreas Apfelthaler der fünfzehnten Feldkompagnie aus seinem Bett verschwunden ist.“

„W—a—a—as? Aus sei—nem Bett ver—schwunden ist? Ja, was heißt denn das eigentlich?“

„Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst, es war heute unangesagte Zimmervisit' und da is beim Apfelthaler eine Menge Briefe g'fund'n wor'n, die an die bucklete Fanni in d'r Kantin' adressiert g'west san, und in denen er sich über die schlechte Behandlung beschwert hat beim Militär, und da is halt d'r Apfelthaler vom Herrn Kadetten Varjassy für morg'n zum Rapport b'stimmt wor'n . . .“

„No . . ., deshalb brauch'n S' mi nit glei' so anplärr'n . . ., er wird si' scho' wied'r find'n d'r Apfelberger oder wie er heißt, der Kerl. Abtreten!“

Und richtig! Oberleutnant Ferry Edler v. Kadermann hatte recht. Man fand den Infanteristen Andreas Apfelthaler wirklich wieder. Freilich . . . unten im Turmhof und in einem etwas merkwürdigen Zustand — im Hemd . . . Dabei war Apfelthaler mit dem Schädel voraus auf das Klettergerüst gefallen und dort zwischen den Stangen eingeklemmt geblieben. Fast den ganzen Tag hatten drei Mann von der Bereitschaft zu tun, um das Blut und die Gehirnspritzer mit Sand abzureiben. Denn am Nachmittag mußte der Apparat wieder „gebrauchsfähig“ sein. Da hatte nämlich das zweite Bataillon Kletterübung. Nach einer vollkommen neuen Methode noch dazu.

Aus allen Gebieten.

Tierkunde.

Die Größe der Tiere. Wer zum erstenmal einen Stoß- oder Backenzahn des vorweltlichen Mammuth sieht, erstaunt über die riesige Größe und malt sich sogleich einen Koloß als Besitzer desselben aus. Der Anblick einzelner Knochen des Skeletts erweckt dieselbe staunende Bewunderung. Vergleicht man die Knochen solcher üppiger Naturkinder der Vorwelt mit den entsprechenden unserer herabgekommenen Menagerieexemplare, so ist der Größenunterschied schon ein merklicher, aber keineswegs ein so bedeutender, daß wir die vorweltlichen nun gleich riesenhaft nennen dürfen.

Die Größenbestimmung vorweltlicher Tiere läßt sich nicht immer mit dem Zollstabe direkt ermitteln, sondern muß gar oft aus vereinzelten Teilen des Knochengerüstes erschlossen werden. Weicht nun ein Tier, dessen Größe wir etwa bloß aus dem Schädel, einem Wirbel- oder Beinknochen berechnen wollen, in seiner Organisation erheblich oder wenigstens eigentümlich ab, dann fehlt uns der zuverlässige Maßstab und das Fazit der Rechnung wird leicht falsch bis zum Ungeheuerlichen. Das diluviale Nashorn z. B., dessen Knochen in Europa und Sibirien überall und in großer Menge vorkamen, steht in seinem ganzen Bau dem am Kap lebenden zweihörnigen Nashorn ungemein nahe, aber der vorweltliche Schädel ist drei Fuß, der des heutigen nur zwei Fuß lang. Uebertragen wir nun dieses Verhältnis ohne weiteres auf den ganzen Körper, dann wird allerdings das vorweltliche Rhinozeros ein riesiger Koloß gegen das lebende. Bei weiterer Vergleichung auch der Wirbel- und Beinknochen beider Tiere in Natura verschwindet aber der Größenunterschied gänzlich, das vorweltliche erscheint im Rumpfe und auf den Beinen weder größer noch stärker als das heutige. Jenes auffallende Mißverhältnis im Schädel hat nämlich seinen Grund in der Größe und Schwere des Hornes auf der Nase, dasselbe war bei dem vorweltlichen Rhinozeros ungleich größer als bei der lebenden Art, deshalb müssen selbstverständlich die Nasenbeine breiter und länger sein und um den dadurch viel mehr belasteten Kopf zu tragen, waren stärkere Muskeln und Bänder nötig, die ihrerseits wieder eine Verlängerung und übergeneigte Stellung des Nackenteils am Schädel erforderten; weiter jedoch geht der Einfluß des größeren Hornes nicht. — Ein anderes Beispiel noch schwierigerer Berechnung bieten die vielbewunderten Riesensaurier, das Iguanodon, der Megalosaurus und Hyläosaurus. Sie wurden anfangs auf 150, ja auf 200 Fuß Länge berechnet, so daß die kolossalsten Pottfische und Walfische des heutigen Weltmeeres wie kleine Kinder dagegen erscheinen. Man hatte zur ersten Berechnung vom Iguanodon nur Zähne und Beinknochen, letztere gleichen hinsichtlich ihrer Plumpheit und Massigkeit denen der Flußpferde und Rhinozeroten, die Zähne dagegen ähneln in der Form denen der heutigen Leguane, welche höchstens fünf Fuß Länge erreichen, wovon überdies mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommt. Ihre Beinknochen nun, mit denen der Iguandonten der Vorwelt verglichen, ergeben für diese die ganz ungeheuerliche Größe von 150—200 Fuß Körperlänge. Man wußte damals nicht, daß diese Riesensaurier einen von den lebenden Leguanen durchaus verschiedenen Echsentypus repräsentierten, daß sie schwere und hochbeinige Landsaurier sehr eigentümlicher Organisation waren, deren Gliedmaßen in einem wesentlich anderen Verhältnis zum Rumpfe standen, wie bei den ungewandt kletternden und kühn von Ast zu Ast springenden Leguanen. Als man aber die Wirbel mit in die Berechnung aufnahm, da schrumpfte der 200 Fuß lange Riesensaurier auf die Dimensionen der heutigen Krokodile zusammen, d. h. er maß höchstens 28 Fuß Länge, wovon 3 Fuß auf den Schädel, 12 Fuß auf Hals und Rumpf und 13 Fuß auf den Schwanz kommen.

Durch solche Irrtümer und durch den ersten falschen Eindruck fossiler Ueberreste auf den mit den Organisationsverhältnissen Unkundigen hat sich die Ansicht verbreitet, daß alle Geschöpfe der Urwelt, Pflanzen wie Tiere, viel größer als die der lebenden Schöpfung gewesen seien und blinder Glaube und Einbildungskraft beeiferten sich, diese Ansicht auszuschmücken. Die sichere Methode der paläontologischen Forschung, deren Aufgabe es eben ist, aus diesen vereinzelten Fossilresten das eigentümlich vielgestaltige und reiche Leben in früheren Schöpfungsepochen bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, hat nun in den letzteren alle Riesengestalten und alle ungeheuerlichen, grauen- und schreckenerregenden Geschöpfe, alle wunderlichen Fantasiegemälde gänzlich beseitigt und auf das Ueberzeugendste dargetan, daß die Pflanzen und Tiere der Vorwelt durchaus nach denselben Organisationsgesetzen gebildet waren, welche die heutige Schöpfung beherrschen, daß sie, mit einigen Ausnahmen, in keiner Weise riesiger, ungeheuerlicher oder wunderbarer organisiert waren. Wer jetzt noch von einer üppigeren schöpferischeren Kraft der Erde in früheren Bildungsepochen von Riesentieren und Riesenpflanzen in der Vorwelt spricht, bekundet eine gänzliche Unkenntnis mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung. Die Höhlenhyäne, der Höhlentiger und -Bär, das Mammuth, der Riesenhirsch, Urstier, sie alle waren nicht wesentlich größer als ihre gegenwärtig lebenden Nachfolger, ja kein einziges Tier der Urwelt erreichte die Dimensionen unserer heutigen Riesen des Ozeanes, der Wal- und Pottfische, kein urweltlicher Saurier war länger als die heutigen großen Krokodile, kein Haifisch, kein Ammonit größer als unsere Haien- und Tintenfisch ähnlichen Meeresbewohner. L.

Erdkunde.

Ausgebrannte Vulkane auf Sicilien. Der Monte Santa Venere ist nach dem Aetna einer der höchsten Berge in Sicilien; man übersieht von seinem Gipfel aus eine unermeßliche Ferne, in welcher die Menge ungeheuer tiefe Schlünde dem Auge als bloße Ebene erscheinen. Schnee bedeckt seine höheren Lagen den ganzen Winter hindurch, und auch während des Sommers erhält sich derselbe in seinen Schlüften, von wo ihn dann die Einwohner von Sirakus und den benachbarten Städten abholen. Die ganze mittägliche Seite ist, der Steile des Berges und der vielen Schlacken ungeachtet, durchgängig angebaut, und auf der sparsam mit den Schlacken vermischten Fruchterde wächst dennoch viel Getreide. Dies Getreide ist am Fuße des Berges oft schon der Reife nahe, während es auf dem Gipfel noch grün steht. Mehrere Quellen, welche sogar in den höheren Regionen rinnen, werden durch Schneewasser verstärkt, und geben einen reinen, erfrischenden Trunk. Auf der Nordseite ist der Santa Venere vom dritten Teil seiner Höhe bis zum Gipfel mit Waldung bewachsen. Zwischen derjenigen Erdfläche, über welche die erste Lava hinströmte, und derjenigen, welche von der letzten bedeckt wurde, ist ein beträchtlicher Zwischenraum, eine der untersten und also auch der ältesten Schichten ist die, welche jetzt den Grund des Tales Piano degli Margi ausmacht, nahe bei Sortino. Dieser Grund ist ein aus Schlacken und Asche leicht aneinander geklebtes und mit fester Lava überströmtes vulkanisches Impasto. Drei Meilen von Santa Venere westwärts liegt der große vulkanische Berg Monte Lauro. Dieser Vulkan ist, wie der vorher beschriebene, mit Kalkerde überzogen; sein Gipfel besteht aus einer ungleichen Ebene, deren unregelmäßiger Umfang ungefähr zwei Meilen im Durchschnitt beträgt. Auf seiner Oberfläche sind einige Vertiefungen, welche kleinen Tälern gleichen, gerade so wie auf dem Gipfel des Aetna.

Die Spuren eines alten Kraters sind verschwunden; die Länge der Zeit und die vielen Veränderungen der Natur haben sie vertilgt. Unzählige große Lavaklumpen liegen hier herum, und fast der ganze Berg besteht aus solchen Lavastücken, aus Asche und Schlacken, welche schichtweise durcheinander liegen, und deutliche Beweise von den mehrfältigen Eruptionen sind, die in verschiedenen Epochen aufeinander folgten. Der Fuß des Monte Lauro ist auf der West- und Südwestseite nicht sichtbar, weil die Kalkgebirge der Grafschaft Modica darüber hinlaufen und scheinbar die Grenze der sichtbaren vulkanischen Erzeugnisse bilden. Man muß aber

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg